Nr. 194. XIX. Jahrgang. Mittwoch, 19. Juli 1911.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Verbreitung in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.

Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897, Expedition Nr. 4571, Verlag Nr. 542.

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 25 Pf., für auswärts 30 Pf., für das Ausland 40 Pf. Tabellensatz 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresumsätzen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annahmestellen, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste“ oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter“ je 10 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste“ monatl. 84 Pf., pro Quart. 2,52 Mk. „ B ohne Illustr. Beilage 69 „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste“ monatl. 1,60 Kr., pro Quart. 4,70 Kr. Ausg. B ohne Illustr. Beilage 1,42 „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz. Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 14 Seiten. Roman siehe Seiten 11 und 12.

Persische Gefahren.

Dem 13jährigen Schah von Persien, Ahmed Mirza, ist, wie gemeldet, in seinem eigenen Vater, dem Mitte Juli 1909 abgesetzten Mohammed Ali ein Gegenschah erstanden, der von den Rebellen proklamiert wurde und wieder ins Land gerufen werden soll. Zu diesem drohenden Umsturz in Persien erhalten wir von einem Vertreter der deutschen Geschäftswelt, die wichtige Beziehungen mit dem persisch-türkischen Grenzgebiet verknüpfen, folgende interessanten Informationen:

Die Schreckensworte „Umsturz“, „Krieg“, „Mobilmachung“ haben für uns, wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen, einen blechernen und unechten Klang. Uns interessiert nicht das Blut der etwas illegitimen und zweifelhaften Helden solcher Kämpfe, das da fließen soll. Aber mit dem Schicksal dieser Halbstaaten sind die finanziellen Interessen der Großmächte eng verknüpft. Und an diesen Verknüpfungen ist Deutschland wachsend beteiligt. Man braucht nur das Wort Bagdadbahn auszusprechen, und die Situation ist für uns gegeben. Eine der Hoffnungen, die man auf die vielbesprochene Potsdamer Besprechung baut, ist die endgültige Zustimmung und Mitwirkung Rußlands bezüglich der deutschen Pläne einer Durchführung der Bagdadbahn. Von der russischen Politik hängen aber auch die Zustände im ganzen persischen „Hinterland“ des Bagdadbahngebietes ab. Russische Truppen beteiligten sich an den Gefechten, die am 13. Juli 1909 mit der Erstürmung der Stadt Teheran durch die persischen Nationalisten endigten. In der russischen Gesandtschaft suchte und fand der abgesetzte Schah Mohammed Ali damals Schutz. In der russischen Stadt Odessa wurde ihm ein Asyl gewährt. Im Februar 1910 verweigerte die russische Regierung die Auslieferung des persischen Rebellen Rakhim Khan. Sie betrachtete diesen als politischen Verbrecher, während Persien ihn als einfachen Räuber behandelt wissen wollte. Rußland hat also stets die Hand im Spiele, und man wird sich im Auswärtigen Amt zu Berlin Klarheit darüber verschaffen müssen, wie man an der Newa über die neuesten persischen Ueberraschungen denkt. Ein großes Unglück war es, daß der erste Regent, der dem jungen „König der Könige“ auf seinem schwachen Throne beigegeben wurde, Azud el Mulk im September v. J. gestorben ist. Sein Nachfolger Nasr el Mulk hat die Erwartungen, die man hegte, nicht erfüllt. Er besitzt nicht den Einfluß seines Vorgängers, der als Häuptling des vornehmsten persischen Stammes der Kadjar der angesehenste Mann in Persien, eine Art Oberhaupt aller persischen Stämme, zugleich der einzige vertraute Freund der früheren Herrscher Mohammed Ali und Muzaffer ed-Din war und als einziger das Recht hatte, vor dem Schah sitzend Audienz zu nehmen. Die langwierigen Verfassungskämpfe in Persien, die so blutige Bürgerkämpfe entfesselten, haben zwar in einer merkwürdigen Parallele zur Türkei mit dem Sturz des reaktionären und absolutistischen Regimes geendet. Es fehlt aber in Persien der starke Mann, der bis zur Großjährigkeit des jetzigen Schah-in-Schah die Idee der modernen Staatsverfassung aufrecht zu erhalten hätte. Und der abgesetzte Mohammed Ali ist erst 40 Jahre alt, kein mürber Greis wie Abdul Hamid in Saloniki, sondern ein sehr lebenskräftiger Prätendent, der seine Ansprüche nicht aufgibt.

Bei solchen ungesicherten Zuständen ist natürlich auch das für Deutschland überaus wichtige Grenzgebiet zwischen Persien und dem türkischen Reich gefährdet. Denkt man sich die Mittellinie des Persischen Golfs nach Norden verlängert, so haben wir ungefähr die Grenze zwischen Persien und dem türkischen Reiche. Von Basra bis Batum verläuft diese Linie, auf der die Völker nicht zur Ruhe kommen wollen. Die Perser unternehmen von jeher entweder selbst allerhand „Truppenübungen“ nach dem Westen oder doch drücken sie, weil sie selbst wenig kriegerisch veranlagt sind, gern ein Auge zu, wenn armenische Banden räuberische Ausflüge hinüber in die Türkei unternehmen. Und vor den Armeniern haben die Türken immer noch einen „Heidenrespekt“. Seit einem Jahrhundert wogt die kriegerische Welle zwischen Türken und Persern hin und her. Das bezeichnete Grenzgebiet vom Golfe bis zum Norden zum Ararat im Kaukasus war ursprünglich ein Tummelplatz nomadischer Stämme, die keine Grenze kennen. Eine englisch-persisch-russisch-türkische Kommission beschränkte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das streitige Landgebiet auf eine Strecke von 50 Kilometer. Ueber diese 50 Kilometer sollten dann Persien und die Türkei sich einigen. Es ist heute noch nicht geschehen. Am 31. August 1907 schlossen England und Rußland das aufsehenerregende Abkommen über Persien, Afghanistan und Tibet. Wenn es Deutschland nicht wieder gehen soll wie dem Dichter in Schillers „Teilung der Welt“, so muß es in diesem Bunde der Dritte werden. Es dürfte dies die einzige Möglichkeit sein, Frieden und Sicherheit zu gebieten und die Bagdadbahn in den Sattel oder vielmehr ins Gleis zu setzen.

Peersschub in England?

Die konservativen Peers im Oberhause versuchen bis zur letzten Stunde, die Vetobill zu Fall zu bringen. Sie haben gestern ein Amendement Lansdownes angenommen, das die Regierungsvorlage gänzlich verändert. Die Entscheidung in dem Verfassungskampf steht nunmehr unmittelbar bevor. Unsre Londoner Redaktion drahtet uns:

⊕ **London**, 18. Juli. (Priv.-Tel. der Dresdner Neuesten Nachrichten.) Da im ganzen 46 liberale Peers gegen das Amendement des Lords Lansdowne zur Vetobill gestimmt haben, erließ der liberale „Einpeitscher“ Lord Morley eine dringende Aufforderung an die regierungsfreundlichen Mitglieder des Hauses der Lords, am nächsten Donnerstag bei der dritten Lesung der Bill zu erscheinen. Die hochoffiziöse „Westminster-Gazette“ rät den Unionisten neuerdings an, sich ohne weiteren Widerstand in das Unabweisliche zu fügen. Sollten sie hierzu jedoch nicht geneigt sein, so bestehe auch nicht der geringste Zweifel über die Verpflichtungen, die der Regierung harren. Das bedeutet den **Peersschub**. Angesichts der unversöhnlichen Haltung des Oberhauses ist die „Westminster-Gazette“ zu diesem drohenden Tone wohl berechtigt. Aber auch die konservativen Blätter wünschen ein starres Festhalten der Lords an ihren bisherigen Absichten nicht und raten angesichts der Aussichtslosigkeit eines Widerstandes und der Gefahr der Schaffung neuer Peerssitze mehr oder weniger offen zur Unterwerfung. Die konservative „Morning Post“ erklärt die Lage für überaus ernst. Der „Daily Telegraph“ beklagt sich, daß die Regierung jetzt in den Hundstagen bedauerlich in ihrem Arbeitsprogramm zurückgeblieben sei.

Asquith hofft wohl, daß sich das Oberhaus doch noch ins Unvermeidliche fügt, denn es wäre, um das Gesetz durchzubringen, nötig, etwa 500 liberale Peers zu schaffen. Wo aber finden sich diese?

Reichsratsanfang.

Von unserm ld.-Mitarbeiter.

Wien, 17. Juli.

Eine sensationelle Premiere war das nicht, was sich heute im Abgeordnetenhause abspielte. 516 Menschen, formell die Vertreter der Bevölkerung und mit dem materiellen Rechte zu gesetzgeberischer Tätigkeit, erschienen im griechischen Tempel am Franzensring und nahmen in dem großen Halbrund Platz, in dem es wie in einem Bienenkorbe summte. Die Versammlung erweckte, von der Galerie aus besehen, im großen und ganzen den Anschein, als habe man ein ganz neues Abgeordnetenhaus vor sich, so energisch, so unternehmungslustig, so arbeitsfreudig präsentierte sich das Gesamtbild. Wenn man aber näher zusah, erblickte man bald eine Menge alter Bekannter, gute Menschen, aber schlechte Musikanten, deren Disharmonien schon von der früheren Legislaturperiode her einem noch in den Ohren gellten. 340 Mitglieder des vorigen Hauses hat man das Vergnügen wieder zu begrüßen und nur 176 neue Männer treten auf den Plan. Zwei Drittel der Abgeordneten hatten also schon Gelegenheit, sich als Politiker, als Parlamentarier, als Volksvertreter zu erproben. Wie sie die Probe bestanden haben, erwies die Notwendigkeit, das alte Haus vorzeitig aufzulösen. Was das neue Drittel an Genie, an Talent, an Beredsamkeit, an Enthusiasmus für das Volks- und Staatswohl und namentlich an Arbeitsfreudigkeit und Arbeitswilligkeit birgt, das deckt noch der Schleier der Zukunft. Gewiß ist nur eines: Die Wahlbewegung und ihre Erscheinungen haben von hervorragenden Qualitäten der neuen Männer nicht viel verraten. Doch wird vielleicht erst der Genius loci des Parlaments die schlummernden genialen Kräfte in den Abgeordneten wecken. Die berufliche Gliederung im neuen Hause ist ja so, daß man auf wohltuende Ueberraschungen gefaßt sein könnte. 40 Professoren, 50 Advokaten, 21 Richter, 9 Aerzte, 59 Journalisten und Schriftsteller, 8 Techniker, 1 Kunstmaler sogar, dann 41 öffentliche und 36 Privatbeamte, 14 Industrielle und 22 Gewerbetreibende, 7 Kaufleute, 11 Bürgermeister, 120 Grundbesitzer — gewiß ein Menschenmaterial, aus dem mancher Geistesfunken aufblitzen könnte. Aber wie gesagt: genau zwei Drittel sind von früher her bekannt und die Hoffnung beruht auf dem neuen Drittel. Möge sie sich erfüllen!

Heute präsentiert sich das Haus recht hübsch. Den Hauptanteil an dem guten Eindruck hat der Blumenschmuck. Auf der Estrade des Präsidenten liegt ein großes Bukett Alpenrosen, die Mitglieder des Deutschen Nationalverbandes haben Kornblumen im Knopfloch, die Sozialdemokraten sind mit roten Nelken geschmückt, die Tschechen mit rotweißen Blümchen. Die Christlichsozialen, die sonst bei derartigen Anlässen mit weißen Nelken in den Knopflöchern erschienen, sind heute ganz schmucklos. Sie wollen offenbar nicht auffallen ... Sehr feierlich zieht die Regierung ein: schwarzbefrackt mit schwarzer Halsbinde und Miniaturorden. Nur bei zwei Ministern vermißt man das Ordenskettchen: der Justizminister Hochenburger ist bislang ordenslos und der Unterrichtsminister Graf Stürgkh, der die Eiserne Krone erster Klasse, also ein Großkreuz, besitzt, hat offenbar keine Miniaturausgabe seiner hohen Ordensauszeichnung zur Hand gehabt. Ministerpräsident Freiherr v. Gautsch bittet den Abgeordneten Dr. Viktor v. Fuchs, als Alterspräsident zu fungieren. Ein junger Alterspräsident, erst 71 Jahre alt, der übrigens schon seit 33 Jahren Mitglied des Hauses ist und in der Badenizeit auch Vizepräsident war, die Führung der Geschäfte also genau kennt. Er nimmt die Angelobung der Abgeordneten vor — in neun Sprachen! Dann teilt er mit, daß der Kaiser morgen die Thronrede halten werde. Der Kaiser ist heute früh 5 Uhr aus Ischl abgereist und um 10 Uhr vormittags in Wien eingetroffen. Ein Mann mit 82 Jahren, der um 4 Uhr früh aufsteht und um 5 Uhr eine fünfstündige Reise antritt. Alle Welt schließt sich mit Freuden dem heute ausgesprochenen Wunsche des Alterspräsidenten an, daß dem Kaiser Gesundheit und ein bis an die äußersten Grenzen des Alters währendes Leben beschieden sein möge!

Die Unterrichtsbelastung der deutschen Jugend.

Von Professor Dr. Jakob Wychgram.

Aus Anlaß der Selbstmorde Jugendlicher sind neuerdings wieder schwere Vorwürfe gegen die Lehrer erhoben worden. Es ist mit solchen Vorwürfen aber nicht anders als mit denen gegen die Richter, wenn ein Urteil einmal dem Volksempfinden zuwiderläuft oder gar indirekt üble Folgen hat. Der Richter führt nur die Gesetze aus, der Lehrer die Lehrpläne und Ordnungen, die von den obersten Behörden, vielfach sogar unter Zustimmung der Volksvertretung, erlassen worden sind. So wenig man sich also an die ausführenden Personen halten darf — und Hunderte seufzen unter dem Druck von Amtspflichten, die ihren Ueberzeugungen nicht entsprechen —, so verständlich ist es, immer wieder die herrschenden Systeme und Gesetze zu prüfen. Merkwürdigerweise haben die Zeitungen bei der Besprechung aller wirklichen und vermeintlichen Mißstände im Schulwesen nie oder selten ihr Augenmerk auf die enorme Zahl von Unterrichtsstunden geworfen, die jahraus, jahrein über unsre Jugend dahingeht und die in keinem andern Lande ihr Gegenstück findet.

Ein hochangesehener badischer Schulmann, Geheimrat Dr. Treutlein in Karlsruhe, hat vor einigen Jahren einmal einwandfrei berechnet die Schulstundenbilanz aller deutschen Staaten gezogen und ist dabei zu folgenden, auch eine breitere Oeffentlichkeit gewiß interessierenden Ergebnissen gelangt: Die Gesamtzahl der obligatorischen wöchentlichen Schulstunden beträgt in Preußen bei den Gymnasien 265, den Realgymnasien und Oberrealschulen 268; in Baden: Gymnasien 290, Realgymnasien 293, Oberrealschulen 289; in Bayern: Gymnasien 246, Realgymnasien 269; in Württemberg: Gymnasien 275, Realgymnasien 284, Oberrealschulen 297; in Sachsen: Gymnasien 292, Realgymnasien 298; in Elsaß-Lothringen: Gymnasien 282, Realgymnasien 282, Oberrealschulen 296; in Hessen: Gymnasien 292, Realgymnasien 304, Oberrealschulen 290; in Braunschweig: Gymnasien 285, Realgymnasien 285, Oberrealschulen 285; in Oldenburg: Gymnasien 290, Oberrealschulen 294; in Sachsen-

Madame Hermet.

Von Guy de Maupassant.

Nachdruck verboten.

Ich habe ein gewisses Faible für Wahnsinnige. Diese Unglücklichen verdämmern ein mysteriöses Dasein bizarrer Träume, eingehüllt in diese undurchdringliche Wolke des Irrsinns, in der alles, was sie auf Erden gesehen, geliebt, gehaßt hatten, von neuem für sie Gestalt und Leben annimmt, in einer phantastischen Existenz außerhalb aller Gesetze, die unsre Logik regieren.

Eines Tages, als ich eines der Pariser Asyle besuchte, sagte mir der Direktor:

„Nun will ich Ihnen einen interessanten Fall zeigen.“

Er ließ eine Zelle öffnen und ich bemerkte in einem Fauteuil nahe dem Fenster eine etwa vierzigjährige Frau, die aber noch sehr schön war. Sie hielt einen kleinen Spiegel in der Hand und betrachtete ihr Gesicht mit kummervoller Aufmerksamkeit.

Als sie uns erblickte, sprang sie verstört auf und lief zu einem Tischchen, von dem sie einen schwarzen Schleier aufnahm und sich damit hastig das Gesicht verhüllte. Dann kam sie langsam auf uns zu, mit einem Kopfnicken unsern Gruß erwidernd. Der Doktor bot ihr die Hand:

„Nun, wie befinden Sie sich heute, Madame?“

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus:

„Schlecht, sehr schlecht, mein Herr! Die Narben werden jeden Tag zahlreicher.“

Er erwiderte mit Ueberzeugung:

„Nicht doch! Nicht doch! Ich versichere Ihnen, daß Sie sich täuschen!“

Sie näherte sich ihm und murmelte:

„O nein, Herr Doktor! Ich bin dessen sicher! Heute zählte ich zehn Narben mehr — drei auf der linken Wange, vier auf der rechten, drei auf der Stirne — es ist fürchterlich! Ich würde mich vor niemand mehr sehen lassen, nicht einmal vor meinem Sohn Gaston — — nein, nicht einmal vor ihm! Ich bin verloren, entstellt für immer!“

Sie fiel in ihren Stuhl zurück und begann jämmerlich zu schluchzen.

Der Doktor setzte sich neben sie und sprach beruhigend auf sie ein.

„Lassen Sie sehen, Madame — ich stehe Ihnen dafür ein, daß ich Ihnen helfen kann. Mit einer kleinen Ätzung ist alles abgetan.“

Sie schüttelte den Kopf, ohne zu antworten. Als er versuchte, den Schleier zu entfernen, hielt sie diesen so krampfhaft fest, daß ihre Finger das Gewebe zerrissen.

Der Arzt ließ nicht ab.

„Seien Sie vernünftig, Madame. Sie wissen doch, daß ich die Narben jedesmal verschwinden mache. Haben Sie doch Vertrauen zu mir.“

Nach einem langen Zögern murmelte sie:

„Ihnen möchte ich mein Gesicht schon zeigen, aber ich kenne den Herrn nicht, der Sie begleitet.“

„Es ist ebenfalls ein Doktor, der sich auf dergleichen Fälle noch besser versteht als ich.“

Sie ließ sich endlich herbei, den Schleier abzunehmen, aber sie empfand dabei solche Furcht und Scham, daß sie bis an die Haarwurzeln errötete. Sie schlug die Augen nieder, drehte das Gesicht bald nach rechts, bald nach links, um unsern Blicken auszuweichen, und stammelte:

„O, es ist fürchterlich, mich in diesem Zustande sehen zu lassen!“

Ich beobachtete sie sehr überrascht, denn ihr Gesicht war vollkommen rein und fleckenlos.

Sie wandte sich zu mir, die Augen beständig gesenkt: „Ich habe mir diese schreckliche Krankheit zugezogen, da ich meinen Sohn pflegte. Ich habe ihn gerettet, den armen Jungen, aber ich habe ihm meine Schönheit geopfert, denn ich bin nun für immer entstellt. Indes, ich tat meine Pflicht und mein Gewissen ist ruhig. Wenn ich leide, so weiß es niemand als Gott allein!“

Der Doktor hatte unterdessen aus einem Etui einen kleinen Pinsel hervorgeholt und begann das Gesicht der Irren vorsichtig zu betupfen. Nach einer Weile sagte er befriedigt:

„So — nun sehen Sie einmal, ob ich nicht recht hatte!“

Sie nahm den Spiegel und betrachtete ihr Gesicht lange, mit einer aufs höchste gespannten Aufmerksamkeit, dann seufzte sie erleichtert:

„In der Tat — man sieht nicht mehr viel — ich danke Ihnen inständigst, Herr Doktor!“

Als wir die Zelle verlassen hatten, sagte mir der Arzt:

„Die Geschichte dieser Unglücklichen ist ebenso kurz wie schrecklich. Sie heißt Madame Hermet und war eine überaus schöne Frau, sehr kokett dazu, viel umschwärmt und vollkommen glücklich, eine jener Frauen, die als einziges, als höchstes Gut ihre Schönheit betrachten, und denen der Wunsch, stets zu gefallen, alles einschließt, was einer menschlichen Existenz Trost, Stütze und Lebensfreude geben kann. Ihre ausschließliche Sorge galt der Erhaltung dieser Schönheit, und die Pflege ihres Teints, ihrer Hände, Zähne, all der Teile ihres Körpers, die eine Modedame in der Gesellschaft zur Schau tragen muß, nahm ihre Zeit gänzlich in Anspruch.

Ihr Mann starb frühzeitig und ließ sie mit einem Sohne zurück. Sie erzog ihr Kind, trotzdem sie es liebte, in der oberflächlichen, egoistischen Art, wie es nicht anders der Fall sein kann, falls die Mutter eine gefeierte Mondäne ist.

So ging die Zeit dahin, der Knabe wuchs allmählich heran, und Madame Hermet alterte. Hat sie dieser fatalen Krise entgegengebangt? Hat sie, wie so viele andre, jeden Morgen während langer Stunden ihr Antlitz examiniert, ihre ehemals so feine, transparente Haut, die allmählich unter den Augen wie zerknittert erscheint und Hunderte noch unsichtbarer Fältchen ahnen läßt, die aber Tag für Tag, Monat für Monat deutlicher werden? Hat sie vor ihrem Spiegel geweint, gejammert wie fast alle die stolzen Schönen, die des Abends ein bezauberndes Lächeln zur Schau tragen? Hat sie auf den Knien zu Gott gefleht, der solchen Wesen nur darum eine so strahlende Jugend zu verleihen scheint, um sie das Altwerden doppelt hart fühlen zu lassen, und der ihnen die Schönheit nach wenigen Jahren wie eine geliehene Sache hinwegnimmt? Ich weiß es nicht. —

Aber ich zweifle nicht, daß sie unter einer derartigen Tortur litt. Denn hören Sie, was dann geschah:

Eines Tages — Madame Hermet war 35 Jahre alt — wurde ihr Sohn krank. Er mußte sich zu Bett legen und der Arzt machte ein bedenkliches Gesicht, ohne indes eine bestimmte Diagnose der Krankheit geben zu können.

Der Erzieher des Knaben, ein Abbé, wachte neben dem Krankenlager, und Madame Hermet kam jeden Morgen und Abend, um sich eilig nach dem Befinden von Gaston zu erkundigen. Sie präsentierte sich des Morgens in ihrem Spitzenpeignoir, frisiert und parfümiert, und fragte lächelnd:

„Eh bien, Gaston, wie befinden wir uns heute?“

Der große Junge, feuerrot, das Gesicht geschwollen vom Fieber, antwortete:

„Ein wenig besser, Mama.“

Sie blieb einen Moment im Zimmer, besah die Arzneiflaschen, plauderte mit dem Abbé, um dann plötzlich auszurufen: „Ah ich vergaß eine Sache von großer Wichtigkeit!“ und eiligst davonzulaufen, eine Wolke von Verveine hinter sich lassend.

Des Abends zeigte sie sich in dekolletierter Robe, noch flüchtiger als sonst, denn sie war da stets pressiert, und rief zur Tür herein:

„Was sagt der Doktor?“

„Er ist sich über die Krankheit noch nicht klar, Madame!“ erwiderte der Abbé.

Aber eines Abends, als sie von einem Diner nach Hause kam, sagte ihr der Erzieher:

„Erschrecken Sie nicht, Madame — Gaston hat die Blattern!“

Madame Hermet schrie entsetzt auf und flüchtete in ihr Zimmer.

Als die Zofe am nächsten Morgen eintrat, spürte sie zuerst einen starken Geruch von verbranntem Zucker und fand Madame Hermet angstvoll im Bett kauern, das Gesicht bleich und verzerrt von der durchwachten Nacht.

„Wie geht es meinem Sohne, Juliette?“ fragte sie sofort.

„O, gar nicht gut, Madame“, erwiderte das Mädchen.

Madame Hermet stand erst gegen Mittag auf, nahm statt des Dejeuners nur eine Tasse Tee und begab sich sofort in eine Apotheke, woselbst sie sich nach den Mitteln erkundigte, um sich gegen eine ansteckende Krankheit zu schützen.

Sie kehrte gegen Abend zurück, bepackt mit allerlei Phiolen, und schloß sich sofort in ihrem Zimmer ein, woselbst sie ihre Kleider mit Karbol förmlich imprägnierte.

Der Abbé erwartete sie im Speisezimmer. Als sie ihn erblickte, rief sie mit tränenerstickter Stimme:

„Nun? Geht es besser?“

„Keineswegs, Madame. Der Doktor ist sehr niedergedrückt.“

Sie begann zu weinen und erhob sich von der Tafel, ohne die Speisen angerührt zu haben.

Am nächsten Tage, noch beim Morgengrauen, ließ sie wiederum nach dem Befinden ihres Sohnes fragen, das stets dasselbe blieb, und hierauf blieb sie in ihrem Zimmer eingesperrt, woselbst sie eine

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19110719/1